

Theologische und soziokulturelle Perspektiven des Verhältnisses zu den Ostkirchen anlässlich der Eroberung Konstantinopels durch den 4. Kreuzzug vor 800 Jahren

Am 12. April 1204 kletterten die Kreuzfahrer mithilfe von Holzgerüsten, die sie auf ihren Schiffen errichtet haben, über die Seebefestigungsmauern, um die Tore von Konstantinopel zu öffnen. Sie legten Brände. Was am nächsten Tag folgte, hat eine bis heute blutende Wunde in der östlichen Christenheit geschlagen. Im heurigen Gedenkjahr gab es nicht gerade große Aufmerksamkeit für dieses Ereignis vor 800 Jahren. Vielleicht ist genau das ein Symptom für die unterschiedliche Bedeutung dieses Datums für die Kirchen des Ostens und des Westens. Der vierte Kreuzzug löste nicht nur unter den Historikern vor geraumer Zeit heftige Debatten über die Schuldfrage aus, sondern er ist gerade heute ein prekärer Anlass, den Zusammenhang der Historie mit der Gegenwart zu erfassen und in Zeiten der ökumenischen Ernüchterungen nach dem gegenwärtigen Verhältnis der Westkirchen zur Orthodoxie zu fragen.

Die Geschichte ist doch voll der Gemetzel. Nicht nur 1204 sind Christen gegen Christen vorgegangen, ihr Kampf prägte Europa. Warum aus Konstantinopel eine Mördergrube machen, eine Peinlichkeit zum ökumenischen Zankapfel stilisieren? So könnte ein Einwand lauten, der sich als durch und durch westlich enttarnt. Wieso ist 1204 eine Wendemarke, die trotz entschlossener und aufrichtiger Kurskorrekturen bis heute einen schicksalsschweren Weg der Kirchen bestimmt?

Der neu gewählte Papst Innozenz III. zeigte gleich nach seiner Krönung Profil und initiierte einen Kreuzzug, der mit Anklängen an die Armutsbewegung unter den französischen Rittern gepredigt wurde. Man wollte aus dem vorausgegangenen Fehlschlag der prunkvollen Könige lernen. Straffreiheit von Kriegsverbrechen, Schulderlass, Sündenvergebung und im Todesfall der Märtyrerstatus waren der bekannte Lohn für das Kreuzfahrtsgelübde. Sozialpolitisch dienten die Kreuzzüge wesentlich zur Durchsetzung der *Treuga Dei* durch Umlenkung der internen Fehden nach außen. Da man sich bei der Vorbereitung des 4. Kreuzzugs für den weniger gefährlichen Seeweg ins Heilige Land entschied, wurde bei den Venezianern Schiffsraum für 4500 Ritter samt Pferd und weiteren 30.000 Mann gechartert. Darüber hinaus war in einem geheimen Zusatzprotokoll Ägypten als das lukrativere Ziel ausgehandelt worden, was für die eigentliche Absicht der Befreiung Jerusalems durchaus einen strategischen Sinn haben konnte. Obwohl sich schließlich jedoch nur 11.000 Mann beteiligten, wollten die Venezianer nicht auf das vertraglich zugesicherte Geld für ihre enormen Anstrengungen verzichten. Nach zermürbenden Wartezeiten stürmten die Kreuzfahrer auf Geheiß der Venezianer die dem Ungarnkönig, der selbst das Kreuzgelübde abgelegt hatte (!), unterstehende Stadt Zara an der Dalmatinischen Küste.

Doch die Plünderungen konnten die fehlenden Mitteln nicht einbringen. Da kam Alexios Angelos, der Sohn des entmachteten byzantinischen Kaisers, über deutsche verwandtschaftliche Beziehungen mit Geldversprechungen und politischer Legitimation für eine Fahrt des Kreuzzugs gegen Byzanz gerade recht ins Spiel. Der Kaiser von Konstantinopel konnte vertrieben werden, doch die neue, auf lateinische Unterstützung angewiesene Herrschaft des inthronisierten Alexius IV. und dessen rehabilitierten Vaters Isaak II. stürzte nach wenigen Monaten, und ein lateinerfeindlicher Kaiser bestieg den Thron. Die Kreuzfahrer kamen damit um ihre erhoffte Belohnung und Kriegsfinanzierung, die Venezianer sahen ihre Handelsprivilegien im byzantinischen Einflussbereich dahinschwinden. So schlossen die beiden einen Beutevertrag und stürmten am 12. und 13. April 1204 die byzantinische Kaiserstadt. 249 Jahre später hatte Sultan Mehmet II. ein leichtes Spiel. Soweit die Kriegsstory, von denen die Historiker sie zu tausenden zu erzählen wissen, und die im Palast des Dogen Jahrhunderte später auf Leinwand gebracht wurde.

Das Monumentalgemälde von Palma di Giovanni oder Tintoretto übersieht mit der Darstellung des Mauersturms jedoch die theologische Brisanz und macht sie für den Westen vergessen. Die Stadt war nicht nur randvoll mit Gold. Die Kultur der byzantinischen Hauptstadt war bis in die Gebrauchsgegenstände hinein durchdrungen von einer christlichen Symbolwelt, die in der Person des Kaisers als Repräsentanten Christi auf Erden ihren politischen Ausdruck fand. Es waren die Schändung der Altäre und Ikonostasen, die Plünderung der liturgischen Geräte und Reliquien, die Verwüstung der Heiligtümer, die den abgründigen Hass und die tief sitzende Aversion der Griechen gegen die Lateiner entfachte, die schließlich in der Vorzugsregel: „Lieber türkisch als lateinisch!“ gipfelte. Der Angriff der einen Christen auf das Allerheiligste der anderen Christen riss einen Abgrund zwischen ihnen auf, der sich 1054 noch nicht aufgetan hatte. Denn die Ostkirche und die Westkirche sahen sich durch die individuellen Exkommunikationen nicht zwangsweise als häretisch. Ein Angriff von Christen auf Kirchen bildete allerdings die Ausnahme in der Kriegsgeschichte. Sie machte jedoch später Schule in den Ketzerverfolgungen. Die sprichwörtliche lateinisch Superbia war die Mutter der Greuel von 1204. An ihr hat sich die Ökumene bis heute abzarbeiten.

Papst Johannes Paul II. stellt sich der Schuldgeschichte der Katholischen Kirche wie kein Papst zuvor. Im großen Schuldbekennnis am ersten Fastensonntag des Jubeljahres 2000 hat er diese Vergehen vor Gott gelegt. In zahlreichen Ansprachen ist er ausdrücklich auf diesen 4. Kreuzzug eingegangen. Das Morden und Plündern der Christen in Konstantinopel hat er beim Namen genannt. Sein Vorvorgänger hat 1965 mit dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras einen Versöhnungsakt vollzogen. Ist damit das katholische „Gedächtnis gereinigt“, wie sich der Papst so unglücklich ausdrückte? Paradoxerweise könnte

gerade das epochale, mutige und aufrichtige Schuldbekenntnis in dieses Missverständnis umschlagen.

Papst Innozenz III. missbilligte die Ausraubung von Zara, er verurteilte den Überfall auf Konstantinopel. Doch er blieb Nutznießer des Falls der östlichen Kaiserstadt. Die Lateiner installierten in Konstantinopel einen lateinischen Kaiser und einen lateinischen Patriarchen. Die byzantinischen Kleriker wurden auf einen Obödienzeid verpflichtet, die Spiritualität des östlichen Ritus wurde verunglimpft und der lateinische wurde durchzusetzen versucht. Die Kreuzzugs-idee nahm davon keinen Schaden. Sie wurde für Innozenz III. zu einem Mittel zur Durchsetzung päpstlicher Herrschaftsansprüche. So hat er sie konsequent wiederbelebt und auch ausgeweitet auf eine Christenverfolgung in Europa. Nur fünf Jahre später zog ein Kreuzzug gegen die Albigenser. In seinem Zeichen stand auch das 4. Laterankonzil, wo der Kreuzzugsablass von Clermont (1095) bestätigt und inhaltlich über die persönliche Teilnahme auch auf die finanzielle Unterstützung ausgeweitet wurde (canon 10). Die nova militia, die Kreuzritter, blieben für diesen Papst ein Instrument zur Herstellung der Einheit der Christenheit unter seiner Jurisdiktion. Diese Idee wurde durch 1204 keineswegs erschüttert, vielmehr fand sie eine wichtige Realisation.

Am Schuldbekenntnis des jetzigen Papstes und an seinen Ansprachen wie an der gelebten Praxis gegenüber den Orthodoxen Kirchen wird nicht deutlich, dass er sich nicht nur dem Gemetzel und dem Beutezug stellt, sondern auch den strukturellen Problemen, die daraus erwachsen sind. Gewiss ist es ein weiter Bogen bis zum Konflikt zwischen Unierten und der Orthodoxie, bis zur geistlichen Entfremdung und bis zum tief sitzenden Misstrauen. Aber es sind Strukturen, die mit dieser Schuldgeschichte verwoben sind. Heutige ökumenische Verständigung kann deshalb nicht nur oder überwiegend auf dem theologischen grünen Tisch vollzogen werden. Es kann nicht so getan werden, als läge es allein am Langmut des Heiligen Geistes, der die Einheit nicht und nicht schenken will. Es braucht auch die gleiche mutige und aufrechte Entschlossenheit in der Ökumene, wie sie beim Anblick der eigenen Kriminalgeschichte aufgebracht wurde. Doch die Ökumene scheint noch schmerzlicher zu sein. Die gegenwärtige Gestalt, Struktur und Politik der Katholischen Kirche ist durch das Schuldbekenntnis nicht gereinigt und de iure divino wieder rehabilitiert. War das Confiteor nicht nur eine Episode, sondern ein epochales Ereignis der Kirche, dann werden die Kirchenleitungen auch den Mut haben müssen zum jeweils ungeschützten ersten Schritt, ohne Argwohn, die anderen könnten den ihren nicht tun. Die Freude am Reichtum der Kirchen und an den vielfältigen Wegen der Frömmigkeit könnte eine neue Haltung der Wertschätzung der anderen und eine glaubwürdige Abkehr von der Superbia der eigenen Plenitudo begleiten. Sie könnte etwas von der prekären Lage der Gottesrede in die Ökumene umsetzen, da unser aller Reden von Gott und all sein politischer, kirchenpolitischer und theologischer Gebrauch unter dem

regulativen Satz des Konzils von Innozenz III. steht, wonach es kein Zurück hinter die je größere Unähnlichkeit gibt (DH 806).

So wird in diesem Themenheft anlässlich des 4. Kreuzzugs Bilanz gezogen zum Verhältnis zu den Ostkirchen. Klaus-Peter MATSCHKE, Emeritus des Leipziger Lehrstuhls für Mittelalterliche und Byzantinische Geschichte, analysiert aus der Sicht eines Byzantinisten die Vorgänge und die Bedeutung des 4. Kreuzzuges für das Selbstverständnis der Orthodoxie. Aus dem Beitrag des griechisch-orthodoxen Theologen an der Grazer Theologischen Fakultät, Grigorios LARENTZAKIS, wird aus der Perspektive eines Betroffenen der Schmerz und die tiefe Irritation in der Orthodoxie deutlich, die dieser Überfall auf Konstantinopel und die Folgewirkungen verursachten. Deshalb waren und sind nach wie vor große Anstrengungen für eine Wiederannäherung zwischen den Kirchen nötig. Der Wiener Professor für Theologie und Geschichte des christlichen Ostens, Ernst Christoph SUTTNER, gibt einen Überblick zum Stand des ökumenischen Dialogs. Nach diesem ersten grundsätzlichen Teil beschäftigt sich der zweite Teil mit drei Brennpunkten der Begegnung von Orthodoxie und Westen unter Berücksichtigung der theologischen Fragen und heutiger soziokultureller Bedingungen. Reinhard THÖLE vom Bensheimer Konfessionskundlichen Institut des Evangelischen Bundes beleuchtet die Situation der Orthodoxie in Deutschland. Der Göttinger Ostkirchenkundler und Ökumeniker an der Evangelischen Fakultät, Martin TAMCKE, lenkt den Fokus auf die orientalischen Kirchen, die bei Ost-West-Fragestellungen in unserer Aufmerksamkeit gerne zu kurz kommen. Schließlich vermag uns Dietmar W. WINKLER, Professor of Patristic Studies and Ecumenical Theology der Boston University, einen Einblick in ein ebenfalls ungewohntes Gebiet, die US-amerikanische Orthodoxie, zu vermitteln. In der Glosse beschäftigt sich Alois HALBMAYR mit der Bedeutung negativer Erinnerungen für das kulturelle Gedächtnis der Kirche.

Ulrich Winkler